

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 10

Artikel: Einsamkeit : Roman. Teil 10
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667748>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XL. Jahrgang

Zürich, 15. Februar 1937

Heft 10

Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
Solang uns Lenz und Hoffnung blüht?
Wer wollt' in seinen Blütentagen
Die Stirn in düstre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch schmecket in der Abendlaube
Der Ruß auf einen roten Mund.

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling süße Fühlung zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerrißne Seelen Ruh!

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und wert, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun! L. S. Gött.

Einsamkeit.

Roman von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

10

Frau Deutsch stand im Garten des Gasthauses zum Kreuz und horchte auf Stimmengewirr und munteres Gelächter, das von der Terrasse herunterscholl. Huldreich Rot stieg von dieser zum Garten hinab und sah sich nach der Frau um, die er von Zeit zu Zeit besuchte. Sie ging jetzt unruhig hin und her, und manchmal hielt sie an und lauschte zur Terrasse empor. Einmal war es, als ob sie hinaufsteigen wollte, im nächsten Augenblick jedoch schritt sie rasch nach einer entfernten Stelle des Gartens, als ob sie dem Lärm entlaufe, der da oben scholl. Ihr Gewand rauschte, wenn sie so rasch dahinschritt, und seine grellen bunten Farben leuchteten durch die

Büsche. Etwas Theatralisches, Unechtes war im Gebaren der Frau; dennoch hatte ihr Benehmen auch wieder etwas von dem Schrecken der Henne, welche, ihre Küchlein suchend, hin und wieder flattert.

Als sie den Pfarrer von Waldenz erblickte, wurde Frau Deutsch ruhig. Sie kam langsam auf ihn zu und begrüßte ihn.

„Ihre Tochter hat Bekanntschaften angeknüpft,“ sagte Huldreich und sah sich dabei unwillkürlich nach der Terrasse um, wo er Johanna in Gesellschaft einiger junger Herren gesehen hatte.

Frau Deutsch nickte. Dann schritten sie Seite an Seite einen der Gartenwege hinab.

„Sie haben mir das Kind abgelistet,“ sagte die Frau. „Eines Morgens hatten sie ihre Bekanntschaft gemacht. Seither geben sie sie nicht mehr frei, und ich kann ihr nicht verbieten, freundlich zu sein, da ich keinen Grund habe, an dem Benehmen der jungen Leute Anstoß zu nehmen.“

Dem schönen Herbst war ein harter Winter gefolgt. Er hatte Frau Deutsch mit ihrer Tochter noch im Hause der Frau Trina gefunden. Huldreich war erstaunt gewesen. So ernst war es der verwöhnten Frau mit ihrem Suchen nach Einsamkeit! Zuweilen schien eine Art Sehnsucht nach Städten und großem Leben in ihr zu sein, aber sie gab nicht nach und saß still in Waldenz. Bücher, Frau Trina und der Pfarrer waren ihre einzigen Gefährten. Auch die Johanna, die daneben, wenn auch selten, Meta Hartmann zur Gesellschaft hatte.

Jetzt hatte der Frühling die ersten Gäste ins Haus gebracht. Sie kamen dieses Jahr früh. Frau Trinas Absicht, auf dem Ruchen ein Gasthaus zu bauen, war auswärts bekannt geworden. Schon im Winter hatten Sportsleute den Berg besucht. Unter ihnen waren die drei jungen Männer gewesen, die jetzt Johanna Deutschs Begleitung und Gesellschaft bildeten. Sie waren Fabrikantensöhne aus einer der großen Industriestädte, reiche, vielgereifte junge Menschen, welche die Welt kannten und das Leben von der leichten Seite nahmen. In Waldenz gefiel ihnen dreierlei, die Gegend, Frau Trinas peinlich sauberes, behagliches Haus und — Johanna Deutsch. So zogen sie ihren Aufenthalt in die Länge.

„Ich weiß nicht, was ich tun soll,“ sagte Frau Deutsch, während sie noch immer an Huldreichs Seite ging. „Ich habe daran gedacht, abzureisen. Aber ich war zu Hause hier. Ich fürchte mich, wieder neu herumgejagt zu werden.“

„Einmal muß die Probe gemacht werden,“ antwortete Huldreich Rot nachdenklich und streng. „Die Versuchung wird einmal an Ihre Tochter herantreten. Vielleicht ist es besser, daß das jetzt geschieht, während wir ihr zur Seite stehen.“

Frau Deutsch streckte Huldreich die Hand hin. Ihre Augen waren feucht.

Rot wußte nie, was an ihr Mache war und was wirkliche Empfindung. Er vermochte das Unbehagen nicht abzuschütteln, das ihn ihr gegenüber immer wieder überkam. Aber er war entschlossen, an die Seite des Mädchens zu treten, dem vielleicht Gefahr drohte.

„Ich halte die Zeit für gekommen, um Ihrer

Tochter das zu sagen, was sie von ihrer Mutter wissen muß,“ fuhr er fort.

Frau Deutsch sah ihn erschreckt an. Dann kroch ein dünnes Rot vom Halse auf in ihre gepuderten Wangen.

„Wollen Sie mit ihr reden?“ fragte Huldreich.

Sie lehnte ab. „Ich kann nicht.“

Er sah, daß sie sich schämte. Sie gab sich umsonst Mühe, diese Scham hinter ihrem hochnasigen Wesen zu verbergen.

„So werde ich es tun,“ entgegnete er. „Mit Ihrem Einverständnis,“ fügte er nach einer kleinen Pause hinzu, während welcher die Blicke der Frau unschlüssig und unruhig umherflogen.

„Wenn es sein muß,“ antwortete sie endlich seufzend. Dann entfernte sie sich jäh und ohne Gruß. Im Widerstreit der Empfindungen wußte sie kaum, was sie tat. Sie entlief instinktiv nur dem Gespräch, das sie quälte.

Huldreich Rot sah ihr einen Augenblick nach. Dann verließ auch er den Garten und das Haus. Die Terrasse war leer, als er sie überstieg, um den Ausgang zu gewinnen.

Von diesem Tage hob Huldreichs Kampf um Johanna Deutsch an. Er begann ihn freudigen Mutes und mit all seinem unentwegten Glauben an das in den Menschen schlummernde Gute.

In einer Ecke des Pfarrhauhofes, dort, wo das große Tor in der Friedhofumzäunung war und Einlaß zum Totengarten gab, standen zwei Trauerweiden, vielleicht die einzigen, die in dieser Höhe gediehen. Ein paar Gartenstühle waren in den Schutz ihrer hängenden Zweige gestellt. Hier war es, wo Huldreich Rot Johanna zuerst von ihrer Mutter sprach. Es war wieder Sommer, und dieser Sommer hatte wenig Wolken, freie, kühle Winde und herrliche, klare Abende.

Die Zweige der Weiden hoben und senkten sich langsam. Zuweilen strich ein stärkerer Luftzug von der Seite in ihr dichtes Laubwerk, dann wogten die hängenden Zweige in schönem Ebenmaß gleich rieselnden Ketten. Die Sonne war niedergegangen. Der Himmel dehnte sich weit und blau zu den ferneren Tälern hinab. Johanna Deutschs und des Pfarrers Gestalten hoben sich aus dem Grün der Zweige. Johannas einer Arm stützte sich auf die graue Mauer, ihr Blick ging in den Abend hinaus.

„Ihre Mutter will nicht, daß Sie in den Strudel ihres eignen Lebens hineingerissen werden,“ sagte Huldreich, der mit schonenden Worten das Schicksal der Frau vor der Tochter auf-



Das Märchenbuch. Von A. Nitzberger.

gedeckt hatte. Er wartete, daß Johanna antwortete. Sie aber wendete das Gesicht nicht. Ein seltsames Spiel war in ihren Zügen. Jetzt zog sich der feine Mund verächtlich nach unten. Dann wieder bog sie sich weit nach vorn, und aus ihren Augen brach ein Schrecken. Dieser Schrecken aber verwandelte sich ebenso jäh in eine Art Sehnsucht, einen Hunger, mit dem sie nach etwas ausschaute, was ihr noch fernzuliegen schien.

„Es steht uns nicht an, über andre zu richten,“ sagte Huldreich, der sah, wie ihre Lippen sich höhnisch verzogen. „Das Schicksal ist oft stärker als wir.“

„Ich richte meine Mutter nicht,“ gab Johanna zurück. Sie schien aber an das Unglück der Mutter und ihre Entehrtheit kaum zu denken, sondern sich weit mehr mit sich selber zu beschäftigen.

„Hüten Sie sich, Johanna,“ fuhr Rot weiter fort. „Die jungen Leute, mit denen Sie umgehen, meinen es nicht ehrlich mit Ihnen.“

Sie schwieg. Ihre Gestalt dehnte sich, die eine schmale, zuckende Hand ließ sie über die Mauer hinaus ins Freie hängen. Jetzt war es, als ob sie die Arme weit nach dem auf tun wollte, was der verlangende Blick in der Ferne sah. Plötzlich zitterte sie. Die Arme sanken von der Mauer. Nun saß sie ganz in sich zusammengeworfen da. Nach einer Weile blickte sie zu Huldreich auf. Sie legte die Hände mit einer hastigen Bewegung auf die seinen. „Helfen Sie mir,“ sagte sie nur. Ihre Augen sahen ihn groß, furchtsam und in Tränen an.

Huldreich erhob sich, und da er ihre Hand hielt, mußte auch sie aufstehen. Unter den Weiden war die Luft warm gewesen. Als sie nun standen, fühlten sie erst die Kühle und Klarheit des Tages. Huldreich redete dem Mädchen zu. Er sprach laut, während sie sich vorher in gedämpftem Ton unterhalten hatten. Beides gab ihnen eine Empfindung, als ob sie etwas Lastendes von sich täten.

„Wir werden tun, was uns erhebt,“ sagte Huldreich. „Viel wandern in der herrlichen Natur, Schönes sehen und Schönes lesen, die Gedanken auf alles richten, was edel ist!“

Johanna nickte. Dennoch wendete sich im gleichen Augenblick ihr Kopf, und in ihren Blick trat wieder das fernhin Suchende, Verlangende, das vorher darin gewesen. —

Von da an zog Huldreich Johanna Deutsch noch mehr in seine und der Freunde Gesellschaft. Er war unruhig, wenn er sie allein wußte, denn er erkannte ihre Schwäche. Manchmal war sie froh, wenn er sie allein ließ, er wußte das. Sie hielt etwas heimlich vor ihm, etwas, was sie sich vielleicht selber nicht gestand.

Zwei-, dreimal überraschte er sie in Gesellschaft ihrer Schmeichler. Von fern schon hörte er das laute, freie Wesen, das sie hatten. Johanna stand dann jedesmal wie mit Blut übergossen da, verließ die jungen Männer, so rasch die Höflichkeit es gestattete, und zeigte sich Huldreich gegenüber scheu und demütig wie ein Kind, das sich eines Unrechts bewußt ist.

Wenn Johanna mit ihm und den Freunden etwas Schönes genoß, einen Ausflug in die herrlichen Berge, eine Musikstunde, ein gutes Buch oder auch nur ein ernstes Gespräch, war es, als ob sie freier aufatme. Ihre Augen wurden klar und groß und bekamen einen kindlicheren Ausdruck. Sie konnte manchmal wie in Verklärung stehen, gewachsen, von einem Gefühl innerer Würde und inneren Wertes unwillkürlich gehoben. Das waren Augenblicke, in denen Huldreich sie mit einer schönen Freundesliebe liebte und in denen er glücklich war, weil er sah, daß er sie aus ihrer inneren Wirrnis befreite. Ein Bild drängte sich ihm oft in diesen Tagen auf. Wie sie schon in ihrer äußeren Erscheinung etwas Zartes, Unirdisches hatte, so erschien ihm Johanna einer schönen, senkrecht sich hebenden, reinen Flamme vergleichbar. Wenn ein Windzug sie traf, brach sich das blaue Licht der Flamme, rote Zungen zuckten aus ihm, schlugen hoch auf und lohten und langten gierig nach irgend etwas, das sie verzehren möchten. Wehe, wenn diese Feuerzungen zum Brande wuchsen! Aber wenn der Wind schwieg, so stieg die Flamme still und keusch zur Höhe, ein Symbol der Reinheit. —

Johanna Deutsch war indessen nicht der einzige Mensch, um den Huldreich Rot in dieser Zeit zu streiten begann. Hatten diejenigen, die seinen Kreis bildeten, sich allmählich in ihn wie er in sie eingelebt, so schien es jetzt, als ob er erst

Gelegenheit bekommen sollte, sich einen jeden von ihnen zu verdienen.

Franz Steiner, der Wegknecht, war im Pfarrhaus beschäftigt. Er erwies seinem Seelsorger eine Gefälligkeit, indem er ihm ein Klastert Holz klein schlug, das dieser angeschafft hatte. Sonst war Steiner selten oder nie zum Taglohn zu dingen, da sein Wegknechtsamt ihn stark in Anspruch nahm. Pfarrer Rot hatte aber in dieser Zeit, da die Heuernte eingebracht wurde, keinen andern Arbeiter gefunden und wendete sich an Steiner, den er eines Tages auf der Straße traf. Er hatte ihn leztlich wenig mehr gesehen und freute sich, ihn wie früher fleißig an der Arbeit zu finden, freute sich darüber um so mehr, weil Steiner bezüglich seines Fleißes im Dorfe kein besonderes Ansehen genoß und kürzlich die Rede gegangen war, der Wegknecht solle von seinem Amte entfernt werden, da er es lässig versehe. Die Dörfler mußten sich irren: der Mann war so emsig als stark, nur hatte er ein freies, unbekümmertes Wesen, das ihn seinen Vorgesetzten gegenüber sich nicht ducken ließ! So beurteilte Huldreich Rot den Weger.

Steiner hatte, als der Pfarrer ihn um den Dienst ansprach, seine freie Freundlichkeit ein klein wenig verloren und einen Augenblick mit der Antwort gezögert. Nur einen Augenblick, indes seine schlauen Augen unruhig hin und her geschickt hatten, als ob sie einen Fluchtweg suchten. Dann war sogleich der Bescheid gefallen: Natürlich würde er, Steiner, kommen. Die Zusage hatte etwas Fröhliches, polternd Treuherziges. Allerdings, meinte er, sei es ihm als Gemeindeangestellten eigentlich gar nicht mehr gestattet, Nebenverdienst zu suchen. Und das und jenes und jenes, lauter dringende Arbeiten, wären noch zu tun! Allein — so ein Klastertlein Holz, die Kleinigkeit ließe sich auch an einem Feierabend oder Freitag erledigen!

Nun war Steiner mit seiner Arbeit beschäftigt. Zwar war heute kein Tag, an dem er vom Berufe frei war, auch war es nicht Feierabendzeit, aber Steiner blickte auf Rots darauf anspielenden Einwurf nach dem Himmel und meinte, es sehe ohnehin nach Regen aus und mit dem Weger wäre es eine unsichere Sache gewesen.

Es hatte lange gedauert, ehe Steiner sich des angenommenen Auftrags entledigte. Seit der Anfrage Rots waren vier Wochen verflossen, und der Pfarrer hatte im Begriff gestanden, sich nach einem andern Holzer umzusehen, da Steiner immer und immer nicht kam. Nun beklagte er sich

auch hierüber bei dem Wegknecht, den er inzwischen zweimal an sein Versprechen hatte mahnen lassen.

„Ei, seh einer einmal an,“ antwortete Steiner in seinem biedersten Ton, „nun habe ich doch gedacht, der Herr Pfarrer würde ungeduldig werden! Es war mir nur bei meinem Eid nicht früher möglich, mich vom Amte loszumachen.“

Huldreich ärgerte sich, er wußte nicht, weshalb. Allein die Entschuldigung des Wegers schien ihm glaubhaft. Er ließ sich bei ihm auf der Hofmauer nieder und unterhielt sich mit ihm.

Der Himmel war grau und regendrohend, wie Steiner gesagt hatte. Dennoch hatte dieser den Sägebock aus dem kleinen Holzschuppen ins Freie getragen. Eine schwüle Luft herrschte.

„Verflucht heiß ist es heute,“ meinte Steiner und trocknete sich mit einem großen, rotbedruckten Taschentuch Gesicht und Hals. Er hatte Rock und Weste abgelegt und die Hemdärmel bis zu den Ellbogen zurückgetrempelt. Das Felsige seiner äußeren Erscheinung trat voll zutage. Schwer standen die derben Schuhe auf der Erde. Ein Ledergurt hielt die Hosen an den starken Hüften fest. Die Arme waren hart und tiefbraun und stachen wie der Hals scharf vom weißen rauhen Hemde ab.

Das Gespräch zwischen den zwei Männern dauerte eine Weile. Es war aber eine mühselige Sache, da die stetig fallende Axt mit den Holzstücken auch immer wieder die Worte Rots abschchnitt. Steiner arbeitete, als hätte er Wälder von Holz klein zu schlagen. Nur zuweilen schielte er nach Huldreich hin, als dauere es ihm zu lange, bis jener sich entfernte. Der Pfarrer bemerkte das nicht. Er sah dem Wegknecht zu. Es war eine Freude, wie der am Werke war! Nach einer Weile ging er, überzeugt, daß die Waldenzer unrecht hatten: Steiner war ein fleißiger Mensch.

Der Weger lauschte auf die verhallenden Schritte. Sorglich sah er sich um, als Rot verschwunden war. Sorglich ließ er das Beil ruhen. Dann tat er einen tiefen Seufzer und grub langsam die Pfeife aus der Tasche, stopfte sie langsam und setzte sie gemächlich in Brand. Hierauf stieß er die Hände in die Taschen, ging hin, lehnte sich an die Mauer und ließ sich wohl sein. Der Eindruck von Biederkeit, den seine kraftvolle Gestalt hervorrief, verlor sich nicht. Aber wer ihn länger beobachtete, der hätte über die faule Bedächtigkeit staunen müssen, mit der sich die schweren Glieder bewegten, und hätte mit Verwunderung

den Ausdruck von Schläfrigkeit in dem harten braunen Gesicht gesehen, während die kleinen Augen fast tückisch umherblinzelten, ob niemand die behagliche Ruhe ihres Besitzers zu stören komme.

Als Huldreich Rot gegen Mittag zum zweitenmal seinen Arbeiter aufsuchte, überraschte er ihn noch an der Mauer, eben im Begriff, eine neue Pfeife zu füllen. Er sah mit Befremden, daß Steiner in seiner Arbeit nicht viel weiter gelangt war, als da er, Rot, ihn verlassen hatte. Er fragte ihn ehrlich, ob er inzwischen abgerufen worden sei, da er wohl nicht habe vorwärtswerken können.

„Was, abgerufen?“ murrte Steiner grob. „Geschafft habe ich, soviel einer kann.“

Dann schimpfte er über das Holz, das zu astig sei, und über die Axt, die das Schleifen nötig habe. Auch die Säge hatte nach seiner Aussage alle Laster. Sein sonst biederer und bescheidenes Wesen verwandelte sich in Mürrigkeit. Er gab sich keinerlei Mühe mehr, zu verbergen, wie unlieb ihm die Arbeit und wie gleichgültig es ihm sei, wann sie fertig werde.

Huldreich verließ ihn. Jeder Mensch hatte seine brummige Stunde. Er wollte mit dem Wegknecht sprechen, wenn er besserer Laune war.

Die Laune Steiners besserte sich aber an diesem Tage nicht. Beim Mittagstisch bekam er Streit mit Anna, der Magd, und machte Miene, wegzulaufen. Huldreich kam hinzu und beruhigte ihn. So ging er widerwillig abermals an sein Holz. Seine Aufgabe wurde aber den ganzen Nachmittags so wenig gefördert, daß sie, die in einem Tage leicht hätte bewältigt werden können, am Abend noch nicht zur Hälfte erfüllt war. Da redete Huldreich ernstlich mit Steiner. Seine Gedanken hatten sich den ganzen Tag mit ihm beschäftigt. Nun sprach er zu ihm mit all dem Wohlwollen, das er für ihn empfand, und all der Güte seines warmen, menschenfreundlichen Herzens. Er, Steiner, hätte es doch lieber offen sagen sollen, wenn ihm die Arbeit nicht gefiel, hub er an.

Der andre wollte den Vorwurf, die Aufgabe sage ihm nicht zu, nicht gelten lassen. Mürrisch wie vorher hatte er alle möglichen Ausreden.

Huldreichs Augen jedoch waren geschärft. Steiner schien ihm verändert. Er sah seine lässigen Bewegungen. Hatten die Waldenzer mit ihrem Urteil doch recht? Immer mit derselben Güte und einem leisen, wohlthuenden Lachen begann er den andern zu verspotten, ein so starker, prächtiger Mensch müsse doch seine Glieder

brauchen! Er werde nicht wollen, daß ihn einer einen Faulpelz schelte! Ein zu Herzen gehender Ernst lag hinter seinem Lachen.

Steiner senkte den Kopf und schien nachzudenken. Die Augenlein lauerten. Aber der Kopf kam allmählich in ein zustimmendes Nicken.

„Ja, ja,“ fiel er Huldreich mit einer Art gutmütiger Selbstbetrauerung in die Rede, der Herr Pfarrer habe ganz recht. Er, Steiner, sei auch in seiner Jugend der fleißigsten einer gewesen, doch spüre man eben das Alter allmählich.

Gerade die Arbeit erhalte jung, wendete Huldreich ein.

Steiner schien betroffen und aufrichtig betrübt über sich selbst. Er unterhielt sich weiter mit Huldreich, sprach bescheiden, dankbar und mit schöner Ehrlichkeit. Der Wunsch schien in ihm wieder lebendig zu werden, es mit dem Geistlichen nicht zu verderben. Er versicherte ruhig und fest, er und kein anderer werde die aufgenommene Arbeit zu Ende führen, schon morgen wolle er deshalb wiederkommen. Am andern Tage kam er auch und hatte bis am Abend das Werk getan. Ob er dabei besonderen Fleiß an den Tag gelegt, vermochte Huldreich nicht zu beurteilen, da er nicht Ruhe gehabt, sich um ihn zu kümmern, aber Steiners offenes Bestreben, seine Achtung sich zurückzugewinnen, tat ihm wohl.

Von nun an suchte Huldreich den Wegknecht häufiger auf. Er gab sich Mühe, ihn zu verstehen, auf ihn einzuwirken und ihn innerlich zu fördern. Der Erfolg war nicht immer derselbe. Manchmal schien jener eine Art Anhänglichkeit für ihn zu empfinden, war höflich bis zur Demut und bemühte sich, sich im besten Lichte zu zeigen. Zu anderer Zeit verbarg der Weger seine Faulheit nicht, und heimlich zückende Blicke verrietten Huldreich, daß seine zur Schau getragene Biederkeit nicht wahr war.

Rot aber mühte sich um diesen zweiten, und einen dritten fand er in denselben Tagen, der ihn in seinem guten Glauben wanken machte. Auch diesen jedoch wollte er nicht von sich lassen.

Der dritte war Schmidlin, der Sigrift.

Wo Schmidlin war, hob Frau Jakobea die scharfe, strenge Nase und witterte. „Die Luft stinkt von Falschheit!“ Sie war gewohnt, alle Dinge beim rechten Namen zu nennen, gleich, ob es wohl oder übel tönte.

Huldreich Rot bestritt die Falschheit; denn er hatte nie einen eigentlichen Beweis davon erhalten. Er erklärte, der Sigrift sei ein bedau-

ernswerter Mensch, der durch sein Äußeres und seine Schleichermanieren den Menschen leid werde. Man dürfe sich durch sein abschreckendes Wesen nicht verleiten lassen, ungerecht gegen ihn zu sein.

Schmidlin bemühte sich sichtlich, seines Pfarrherrn Wohlwollen sich zu erhalten. Huldreich hatte eines Tages ihm das Lächerliche und Abstoßende seiner honigsüßen Freundlichkeit und kriecherischen Demut deutlich zu machen versucht. Seither war der Sigrift bemüht, seinem Vorgesetzten gegenüber ein stilleres und zurückhaltenderes Benehmen zu zeigen. Er war unermüdet in seinem Dienste. Da er im Dorfe bei vielen ungerne gelitten war, verkannte er den Vorteil nicht, der darin lag, daß er sich in einem einflußreichen Mann wie Rot einen Rückhalt verschaffte.

Dieser selbe Schmidlin nun wurde über einem Diebstahl ertappt. Er hielt am Sonntag den Kirchenbeutel, in den die Besucher des Gottesdienstes ihr Armenscherflein legten. Ein Spaßvogel nannte ihn den Opferstock. In der Tat hatte Schmidlin, wenn er, an den Pfosten der Kirchentür gelehnt, regungslos und wie in einem demütigen Bückling erstarrt stand, etwas von dem toten Stein, der sonst dazu bestimmt war, mildtätige Gaben aufzunehmen. Die Hand, welche den schwarzen Beutel hielt, legte sich weiß wie Wachs um den dunkeln Griff und zitterte nicht. Die wimperlosen Lider lagen über die Augen gesenkt. Das kränkliche Gesicht trug einen Bitte und Dank bergenden Zug unendlicher Bescheidenheit, der zu sagen schien: Gebt! Habt Mitleid! Aber überseht mich armseliges Werkzeug Eurer Barmherzigkeit!

Dieser demütige Mann stahl. Aus demselben schwarzen Klingelbeutel, den er mit so wundervoller Bescheidenheit den Leuten hinhielt! Frau Jakobea ertappte ihn. Sie suchte nach dem Gottesdienst ihren Sohn und trat mit ihren leisen Schritten unter die Tür der Sakristei, wo sie ihn zu finden hoffte. Statt seiner traf sie Schmidlin dort. Er stand mit dem Rücken gegen die Tür gewendet und bemerkte sie nicht. Es war seine Aufgabe, den Almosenbeutel zu leeren und das Geld in einer kleinen Kasse dem Pfarrer zu überbringen. Als Frau Jakobea auf der Schwelle erschien, schüttete er eben den Inhalt des Beutels auf den Tisch. Ein neues Silberstück kam oben auf zu liegen und dieses ergriff Schmidlin blitzschnell mit den langen weißen Fingern und steckte es in die Tasche. Es lag in diesem Vorgang noch kein Beweis eines Unrechts. Aber der

Sigrift bückte sich im gleichen Augenblick über den Tisch und sah sich erst nach links, dann nach rechts um, immer in derselben geduckten Stellung verharrend, und als ob er sich vor einer Faust fürchte, die ihn im Nacken packen könnte. Ein solches Maß ängstlicher Scheu und feigen Schuldbewußtseins lag in seiner Haltung, daß Frau Jakobea über sein Tun nicht im Zweifel sein konnte.

„So, so, Mann,“ sagte sie laut. „Ihr seid ein sauberer Patron!“

Der Dieb fuhr blitzschnell nach ihr herum und stand, Mund und Augen weit aufgerissen, totenbleich und die beweglichen Glieder schlotternd da. Er wollte etwas sagen, aber er fand die Worte nicht, nur sein Körper zog sich zu einem kriecherischen Bückling zusammen.

Frau Jakobea wendete sich ab. Ihre fest zusammengepreßten Lippen zuckten verächtlich. Dann ging sie hinweg.

Als sie Huldreich später allein sah, schilderte sie ihm den Vorfall. Er berief den Sigrift auf seine Studierstube.

Rots Gesicht war ernst und bekümmert. Eine leise Röte trat in seine Wangen, als schämte er sich für den andern, der jetzt kommen sollte. Hinter der feinen Stirn, die sich über der Nase schmerzlich ein wenig zusammenzog, arbeiteten die Gedanken.

Die Tür machte kein Geräusch, als Schmidlin eintrat, tat sich auch kaum auf. Es machte den Eindruck, als sei der Sigrift durch einen Spalt geschlüpft, als er plötzlich in der Stube stand. Wie ein unruhiger Schatten, glitt er, den Rücken gegen die Wand gelehnt, an der weißen Mauer neben der Tür hinauf und hinab. Er trug stets einen weiten schwarzen, zweischwänzigen Rock, in dem er zu ertrinken schien. Jetzt duckte er den Kopf so in den Kragen, daß der Aufhänger, der sich hinten gelöst hatte, über den Schädel hinausragte. Das dünne schwarze Haar war schweißnaß und klebte am Kopf. Die weichen Hände waren in fortwährender Bewegung.

„Steht doch still, Sigrift,“ sagte Huldreich, dem vor dem Hinundherpendeln des andern schwindeln wollte.

Schmidlin gehorchte. Er griff in die Tasche und wischte mit seinem großen bunten Taschentuch Tränen ab, die ihm plötzlich über die Wangen rollten.

„Habt Ihr das öfter getan?“ fragte Rot.

„Ja,“ gab der andre mit leiser Stimme zu. Er schien ganz mürbe.

„Wenn ich Euch anzeige, kommt Ihr um Euer Amt,“ fuhr Huldreich fort.

Da warf sich der Schleicher mit einem leisen Klaps auf den Boden und kroch auf allen vieren nach des Pfarrers Stuhl. „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer,“ flehte er, „tun Sie das nicht, nur das nicht. Ich will alles ersehen, ich —“

Huldreich wurde zornig. Das Gebahren des andern ekelte ihn an. Eine ehrliche, ruhige Bitte um Verzeihung hätte ihn milder gestimmt.

„Steht auf,“ befahl er barsch. „Ihr seid doch kein Hund, der am Boden kriechen muß.“

Schmidlin arbeitete sich langsam auf die Beine. Das herrische Wort hatte ihn aus seiner Rolle gerissen. Nun hatte er wirklich etwas Hilfloses.

Und Huldreich Rots Menschenliebe verdrängte seinen Zorn. Mißkannte er nicht vielleicht diesen Mann? Sein kriecherisches Wesen war eine Untugend, die er angenommen hatte, vielleicht aus unverschuldeter Ursache, vielleicht in früher Jugend. Und er hatte sich allmählich so hineingelebt, daß es ihm zur zweiten Natur geworden war. Aber — irgendwo — mußte ein Rest seiner ursprünglichen Art sich finden, eine Spur jener Unverdorbenheit und Güte, die den Wesensgrund eines Menschen bildet!

„Setzt Euch,“ sagte Huldreich plötzlich und rückte dem Sigrift mit einer raschen Bewegung einen Stuhl hin.

Der andre schlich sich auf den Sitz, immer den Blick am Boden und geduckt, als fürchte er Schläge.

Nun begann Huldreich ihm zuzureden. Er schilderte ihm noch einmal das Abstoßende und Unwürdige seiner ganzen Art, das jeden zum Vornherein gegen ihn einnehme. So sehr überführte er ihn der ganzen Verlogenheit seines Wesens, daß der andre ein Gefühl hatte, als ziehe er ihn nackt aus. Er saß wie begossen auf seinem Stuhl. Alle Larve fiel ihm ab. Es blieb nur die Angst, mit der er auf den menschenkundigen jungen Geistlichen sah.

„Versucht es, Schmidlin,“ endete dieser dann in lautem und herzlichem Ton. „Ein bißchen mehr Aufrichtigkeit! Ich will Euch Gelegenheit geben, den ehrlichen Menschen herauszukehren. Laßt mich keine Enttäuschung erleben.“

Der Sigrift erhob sich. Wirkliche Verwirrung einerseits und Schlaueit andererseits ließen ihn nicht viel Worte machen.

„Ich will gewiß — gewiß,“ stammelte er — und es schien ihm aus dem Herzen zu kommen

— „gutmachen, was ich mir habe zuschulden kommen lassen! Und was der Herr Pfarrer an mir getan hat, will ich nie vergessen.“

Das sagte er mit leiser Stimme und einer gewissen Einfachheit vor sich hin.

Huldreichs Vertrauen erwachte noch einmal. Er reichte dem andern die Hand. „Haltet das, Schmidlin,“ sagte er ernsthaft.

Damit war die Unterredung zu Ende.

Schmidlin befaß sich von da an Huldreich gegenüber sichtlich noch größerer Schlichtheit. In Wort und Blick gab sich eine Art Vertrauen und warmer Dankbarkeit kund, die er sicher empfand. Der Schleicher besaß keine irdischen Gü-

ter. Sein Schrecken war daher groß gewesen, als die Entdeckung seines Diebstahls ihn in Stellung und Verdienst bedroht hatte. Jetzt fühlte er manchmal etwas wie Zuneigung zu Huldreich Rot. Er folgte ihm wie ein Hündlein, wo immer es möglich war. Vielleicht trieb ihn auch sein Gewissen dazu; denn Huldreich war immer noch im Besitz seines Geheimnisses, konnte ihn noch immer verraten. So lag ihm wohl an, sich immer aufs neue zu überzeugen, daß der Pfarrer keine derartigen Absichten hatte.

Huldreich Rot aber vertraute. Auf sich selbst und sein Wohlmeinen. Und auf das Gute im andern.

(Fortsetzung folgt.)

Trost im Leid.

Will die Seele dir verzagen
In der Leiden Übermaß,
Wehre deinem Mund die Klagen
Und bewahre dich vor Haß.

Lies des Kummers tiefe Zeichen
Auf so manchem Angesicht,
Deinem Leid wird manches gleichen,
Und das einzige ist es nicht.

Nein, der Menschen Tränen quillen
Rings, soweit die Sonne scheint,
Und nur der kann Tränen stillen,
Welcher bitter selbst geweint.

Trage drum mit stiller Stärke
All das Leiden, das dich kränkt;
Zu der Liebe heiligem Werke
Ward es dir von Gott geschenkt.

Ernst von Wildenbruch.

Nordsee-Luft.

Von Ernst Eschmann.

Die Totenstadt von Ohlsdorf.

Im Norden Hamburgs, in der benachbarten Gemeinde Ohlsdorf, liegt der größte Friedhof des Kontinents. Der westliche Teil ist Hamburger Staatsgebiet, der östliche schon preußisches Land. Es ist eine Anlage von ungewöhnlicher Ausdehnung. Wer sie zum erstenmal betritt, weiß nicht, wohin er sich wenden soll. Nach verschiedenen Richtungen führen Wege und breite Straßen, und am Eingang warten große Autobusse, um die Gäste zu den einzelnen Kapellen, in bestimmte Abteilungen des Friedhofs zu führen, bis ans Ende. Die Strecken zu Fuß zurückzulegen, erfordert Stunden, und wer alle wesentlichen Einzelanlagen besuchen will, kommt an einem Nachmittag nicht durch. Der riesige Umfang des ganzen Feldes erhellt schon daraus, daß dreizehn verschiedene Abdankungskapellen durch die ganze Anlage verstreut liegen und jede ihr eigenes Gebiet betreut. Einzigdastehend ist dieser Kirchhof auch dadurch, daß er Angehörige aller Konfessionen aufnimmt, Protestanten, Katholiken und Juden; und deutsche und eng-

lische Krieger, die im Weltkrieg gegeneinander gestanden haben, sind hier zur Ruhe gebettet. Der Tod hat die härtesten Schranken aufgehoben, und was das Leben nicht fertig gebracht, ewigen Frieden zu schaffen, der Tod hat das schöne Werk vollendet.

Aber das ist es nicht allein, was dem Friedhof von Ohlsdorf solche Bedeutung gibt. Es ist die Art der Anlage, die Kunst der Gruppierung, die wundervolle Aufteilung des unübersehbaren Raumes, die den großen Eindruck hinterlassen. Parkanlagen sind geschaffen worden, Alleen, Waldparzellen und Teiche, und wenn man diesen Beeten und Grünhagen entlang spaziert, vergißt man ganz, daß man sich im Reich des Todes befindet. Die Trostlosigkeit ist dieser Stätte genommen. An ihre Stelle sind Blumenschönheit und Lieblichkeit des Geländes getreten, und wer hier selber ein Liebes begraben mußte, darf sich sagen, ihm eine herrliche Ruhestatt gegeben zu haben.

Ein Vergleich mit berühmten italienischen Friedhöfen ist hier am aufschlußreichsten. Die